

**Begrüßungsansprache  
zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit  
am 10. März 2025 im Rathausfestsaal zu Münster  
von Pfarrer em. Martin Mustroph**

*„Nicht jene, die streiten, sind zu fürchten, sondern jene, die ausweichen.“*

Mit diesem Wort der Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach begrüße ich Sie und Euch herzlich zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit 2025 bzw. 5785/5786.

Sie steht unter dem Motto *„Füreinander Streiten“* – ein wichtiger Hinweis angesichts von Polarisierung und Populismus in unserer Gesellschaft.

Gestern fand die bundesweite Eröffnung im Rathaus zu Hamburg statt. Einige von uns waren live dabei, andere haben im Fernsehen verfolgt, wie die Buber-Rosenzweig Medaille an Meron Mendel und Saba-Nur Cheema verliehen wurde. Er ist Jude, sie Muslima; er ist in Israel aufgewachsen, sie hat pakistanische Wurzeln. Beide sind verheiratet und führen eine streitbare Ehe, aber nicht i.S. eines leidigen Ehekriegs. Beide streiten vereint gegen Antisemitismus und Islamfeindlichkeit und für Diskurs und Dialog zwischen den Religionen und Kulturen, und das gerade in diesen schwierigen Zeiten, in denen so viele Brücken zwischen Juden und Muslimen eingestürzt sind. Gegen die Sprache des Hasses setzen sie die Sprache der Empfindsamkeit, die das Leid und den Schmerz beider Seiten wahrnimmt, und doch die Fakten nicht leugnet. Solch mutige Stimmen sind in diesen Tagen ein Zeichen der Hoffnung.

Und heute Abend sind Sie dabei, wie im Rathaus zu Münster auch ein Preis verliehen wird, der Dr.-Julius-Voos-Preis.

Darum beworben hat u.a. sich das Ensemble LichterSchatten der Marienschule Münster.

Ebenfalls in die engere Wahl kam der Fachbereich Kunst des Maria-Sibylla-Merian-Gymnasiums Telgte.

*(Namentliche Begrüßung der mitwirkenden Schüler/innen und Lehrer/innen sowie der Repräsentant/inn/en der Städte Münster und Telgte aus Politik, Justiz, Bildung, Kultur, Kirche, jüdischer Gemeinde und Kooperationspartnern)*

„Füreinander Streiten“ – so lautet das Motto dieses Jahres christlich-jüdischer Zusammenarbeit.

„Füreinander Streiten“ – nicht Zank und Zoff, kein notorisches

Querulanten- und Querdenkertum, sondern ein Streiten, das dem Leben und dem Miteinander dient, - das können wir vom Judentum lernen. Schon der Name Israel hat's in sich, bedeutet er doch „Gottesstreiter“, wobei strittig bleibt, ob damit gemeint ist: mit Gott streiten oder für Gott streiten oder gar gegen Gott streiten. Schon über das Streiten kann man trefflich streiten.

Machloket leShem Schamajim ist der Inbegriff jüdischer Streitkultur. „Streit im Namen des Himmels“. Nicht Friede, Freude, Eierkuchen im Namen des Himmels, sondern Streit - um Himmels willen. So werden im Talmud Hunderte von Diskussionen wiedergegeben, doch eine abschließende Bewertung bleibt fast immer aus. Es gibt keinen Sieger und keinen Verlierer. Denn es geht nicht darum, dass die eine Seite gewinnt und die andere abgewatscht wird. Beide konträren Meinungen werden gewürdigt. Sie sind beide wichtig um des Ganzen willen. Und dazu gehören nun mal die Argumente beider Seiten. Und das wieder bedingt einen hohen Respekt vor der Argumentation des anderen.

Das ist nämlich der große Unterschied zwischen Juden und Christinnen im Umgang mit Meinungsverschiedenheiten: Im Judentum streitet man sich - das gehört sich einfach so -, während man im Christentum exkommuniziert – oder bestenfalls eine neue Konfession gründet, wie es die amerikanische Theologin Amy Jill Levine so schön gesagt hat. In der Kirche gilt der Widerspruch als Störung und wird nicht geduldet.

Doch bei einem Streit im Namen des Himmels, da kann man verschiedene Meinungen getrost nebeneinander stehen lassen: We agree to disagree.

Und: das ist alles andere als Harmoniesucht. Denn ohne Streit geht's eben nicht. Ohne Streit gilt nur die Meinung des Stärkeren, und wie das ausgeht, erleben wir ja in diesen Tagen in erschreckender Art und Weise, wenn in einem ovalen Büro jenseits des Atlantik der Präsident eines angeschlagenen Landes gedemütigt und rausgeschmissen wird. Wo der Streit nicht sein darf, da wackelt die Demokratie. Da ersetzt das Dekret die Debatte, der Populismus die Pressefreiheit, die Lüge die Logik. Demokratie lebt von Vielfalt und Vielstimmigkeit, vom Austausch, Abwägen, Gegeneinanderhalten und vom Kompromiss. Um es mit Michel Friedman zu sagen: „*Streiten und freie Meinungsäußerung sind der Sauerstoff der Demokratie.*“ M.a.W.: ohne sie ersticken wir.

Die Frage ist nicht ob wir, sondern wie wir streiten. Ob wir bereit sind, dem oder der anderen wirklich zuzuhören, sie oder ihn zu respektieren, Gegenargumente wertzuschätzen und die eigene Meinung in Frage stellen zu lassen. Wir dürfen nicht nur, wir müssen uns aneinander reiben, aber mit Achtung, Anstand, Augenmaß. Das wäre wahrhaft ein Streiten „im Namen des Himmels“, ein Füreinander-Streiten.

Doch dafür stehen die Zeichen nicht gut. Wir haben in unserem Land einen Wahlkampf erlebt, in dem die Parteien der demokratischen Mitte gegeneinander gestritten haben, als gäbe es kein größeres demokratisches Füreinander. Und das in einer Zeit, in der der Extremismus immer stärker und unverhohlener auftritt. Den größten Zugewinn erhält die Partei, die den demokratischen Diskurs verachtet und die den Zusammenhalt unserer Gesellschaft gefährdet.

Auch in unserer Stadt konnte diese Partei ihr Wahlergebnis um mehr als das Doppelte erhöhen – eine Partei, in der man den Holocaust nivelliert, Hitler zum Kommunisten erklärt, Gedenkstätten als Male der Schande verunglimpft und eine erinnerungspolitische Wende um 180 Grad verlangt. Da sollten wir sehr, sehr empfindlich sein - und klare Kante zeigen.

Denn mit Extremisten lässt sich nicht reden und schon gar nicht streiten. Sie hören einfach nicht zu. Das gehört zum Wesen des Extremismus, dass er seine Ansichten absolut setzt, keine Gegenrede zulässt, keine Zwischentöne und keine Differenzierungen kennt, statt dessen nur das egoistische und zerstörende: Me first!

Ihnen sollten wir keine Bühne bieten um ihre krude Weltsicht zu verbreiten – weder in politischen Gremien, sei es auf kommunaler oder staatlicher Ebene, noch in Foren, Bildungseinrichtungen oder Kirchengemeinden,

In Zeiten, in denen Antisemitismus und Rechtspopulismus sich unverschämt brüsten, in Zeiten der Kriegsbedrohung und Klimakrise, der Auflösung bisher geltender Wertsysteme können die Parteien der Mitte gar nicht anders, als zusammenzustehen und über alle Unterschiede hinweg miteinander zu streiten, d.h. Seite an Seite zu streiten gegen Hass und Hetze und für ein Miteinander in einer starken Demokratie.

Ich bin dankbar, dass wir auch als Juden und Christinnen hier an einem Strang ziehen. Da danken wir auch besonders Dir, lieber Sharon Fehr. Die Evangelische und Katholische Kirche sowie der Zentralrat der Juden

in Deutschland haben deutliche Worte gefunden gegen jede Form der Zusammenarbeit mit Rechtsextremen. Denn diese verderben unsere Streitkultur. Und daran auch in unserer Stadt zu erinnern, dass es hier einen weiten demokratischen Konsens gibt und dass es brandgefährlich ist, Rechtspopulisten an der Macht zu beteiligen, das ist keine „selbstgefällige First-Class-Moral“ von Menschen, die sich „für etwas Besseres, für Elite halten“. Gegen diesen Vorwurf verwahren wir uns, wie wir es auch scharf verurteilen, wenn auf Demonstrationen Parteien der Mitte als Faschisten oder Nazis verunglimpft werden. Als Kirche und Synagoge stehen wir ein für Dialog und Zusammenhalt in der Gesellschaft. Auch wenn uns mancher auf Vermittlung des Seelenheils reduzieren will: Für Jüdinnen und Christen gehören Leib und Seele zusammen. Uns verbindet das Erbe der Propheten, und d.h. „Tu deinen Mund auf für die Schwachen“, denn ein jeder Mensch – ausnahmslos – ist ein Ebenbild Gottes, und seine Würde ist unantastbar.

Streiten füreinander – nicht um des lieben Streites willen, sondern konstruktiv und friedenssehnsüchtig, herzlich und herzlich.

Streiten für eine offene und plurale Gesellschaft, für Freundlichkeit und Freiheit.

Das wäre ein wahrhafter Machloket leShem Schamajim, ein wirklicher Streit im Namen des Himmels.